Carmen Stadler

Paris (ad)

Atelierstipendium
Februar - Mai 2021

Bericht Kanton Zürich

Als ich am 3. Februar 2021 mit negativem PCR-Test und einem Bündel anderer Gesundheitsformulare in einem kalbsgrossen Koffer nach Paris reiste, war die ganze Welt im Griff der dritten Corona-Welle und die Île-de France als Hochrisikogebiet war im Schraubstock. Ein mehraktiges Drama, das sich vielleicht bereits mit dem Brand der Notre-Dame-Kathedrale angekündigt hatte, präsentierte mir ein nacktes, winterlich leeres und (teils) überflutetes Par(ad)is.

Bonjour la solitude. Adieu Kunstmuseen, adieu Bistrots, adieu Cafés und für mich besonders harter Tobak: Adieu Cinémathèque Française und adieu Musée Méliès.
Die Ausgangssperre um 18 Uhr schwemmte die Städter von den Strassen und liess die SDF (personnes sans domicile fixe) auf den sandfarbenen Asphaltsteinen zurück.
Von der sonst vielseitigen und reichen Kulturstadt blieben mir die Aussenfassaden.
Woche für Woche wurde deutlicher, dass nicht alle Türen wieder öffnen würden. Die vielen Metro-Sprachdurchsagen von Chinesisch bis Spanisch hallten immer surrealer.

Die Pforten der *Cité Internationale des Arts* blieben offen, doch fast alle Veranstaltungen lagen auf Eis. Spiegelglatt glänzten die dunklen Korridore des Hauptgebäudes, die mit jedem quietschenden Schritt Nachtwandelnde verriet und an den Bürokomplex aus *Sekuritas* erinnerten. Lichtstreifen schimmerten unter den unzähligen geschlossenen Studiotüren. Es tönten Filmdialoge, Zoomgespräche, Musikproben und der Duft des Abendessens wechselte seine Note. Die Türschilder gaben Aufschluss: „Iran“, „Australie“, „Japan“, oder auch Namen wie z. B. „Clara Haskill“, „Ravel“ und „Beethoven“.
„Canton de Zurich“ stand am Ende der dritten Etage auf der Holztüre. Dahinter befand sich, nur für mich, eine feudale, renovierte Klause mit Weitblick. Durch die Fenster, vorbei an den blätterlosen Platanen, sah ich direkt auf die schlammbraune Seine: wie sie still und hypnotisch meine Pläne mitriss.

Äussere Ruhe gleich ideale innere Arbeitskonzentration? - So einfach war es nicht. Corona beeinträchtigte den Künstlerschlaf. Die Arbeitsphasen blieben dünn und stets behielt ich ein Auge offen für News und eine ungewisse Zukunft.

Noch nie hatte ich so viel Zeit für mich selber. Der Umgang mit der Begrenzung war herausfordernd. Manchmal rieselte die Zeituhr krachend und manchmal floss der Sand. (Und zweimal schneite es im April.) Es war ein Innendienst, mit Höhen, Talfahrten und Überraschungen, Entdeckungen und Bestätigungen. Nicht immer der Reihe nach und nicht immer wie ich es mir vorstellte.

In bedeckten Momenten, in denen ich glaubte, meiner Bedächtigkeit zu erliegen, das Chaos an die Fassungsgrenze der Eindrücke drückte und ich überfordert war, diese gerecht zu flechten (wie manchmal auch beim Schreiben dieses Berichts), half mir das Wissen, dass ich es wenigstens *versuche*. Immer wieder. Gerade jetzt und bald wieder. Zweifel und Klarheiten, sie wachsen nach wie Horn und Haare.
Je unvoreingenommener und ehrlicher ich dem Druck begegnete, umso ruhiger wurde ich. Je mehr Geduld ich zu haben schien, umso effizienter wurde ich. Schicht für Schicht, Tag für Tag: Gestern so versucht, heute so gemacht. Ein Labor für kleine Selbstexperimente, Gedankenexkurse und das tägliche Realisieren von Ideen.

Für einen kleinen Gedankenexkurs hier ein Beispiel: „Réalisatrice“, der wunderbare französische Begriff bezeichnet eine Person, die Ideen einer Realität gegenüberstellt und

durch die Realität hindurch zum Ziel bringt; vorbei an Zeitdruck, Budgetnot, Schicksalsschlägen, Pech und Glück.
„Regisseurin“, der deutsche Begriff, stammt vom französischen „regir“ ab, was „leiten“ bedeutet und heisst auf Deutsch: Die Spielleiterin.
Bietet uns hier die Sprache einen Mentalitäts-Schlüssel? Während sich also die *Réalisatrice* mit der Realität beschäftigt, tendenziell dokumentarisch arbeitet und inhaltlich, wendet sich die *Spielleiterin* dem fiktiven Spiel, der Fantasie und Form zu? Rückschlüsse auf die kulturellen Unterschiede sind verführerisch ... (Übrigens auf Englisch heisst es markant und unisex: *Director*.) Am Ende gilt Übung macht die Meisterin.

Die Hoffnung, dass sich die Situation verbessert, wurde nach Ostern immer leiser und löste sich erst im 5. Akt, in den letzten zwei Maiwochen vor meiner Abreise ein.
Doch immerhin, die Buchläden und die Coiffeure blieben offen.
... Und so kam es, dass ich meist gut frisiert und trotzdem ungesehen von der Welt, mit meinem neuen Buchschatz (Nicolas Bouvier), begleitet von den vielen Stadtgeistern, durch die leeren Gassen streifte und die Zeit einfing.

Die Beschäftigung mit der Zeit traf sich in Paris in einem gutem Kreise:

Samuel Beckett schrieb in Paris: *Le soleil brillait, n'ayant pas d'alternative, sur le rien de neuf.*
Marcel Proust war *À la recherche du temps perdu*,
und Andrej Tarkovskij verfasste in seiner langen, filmlosen Zeit *Sculpting in Time*.

Darin steht eines meiner liebsten Zitate über Film:
Wir gehen nicht rein des Unterhaltungswillen ins Kino, sondern weil wir in einem zeitkomprimierten Film manchmal ein ganzes, fremdes Leben erleben.
Der Film ist magisch – er verlängert unsere Lebenszeit.

... in Paris endete seine. Hoffentlich im Hall seiner eigenen Worte: *Unsere ganze Zeit, alle Momente, sie sind nicht verloren, sie sind alle in uns.*

Wenn wir die Vergänglichkeit verstehen, verstehen wir, was ist,
erklären die Buddhisten und meinen lächelnd: *bleiben tut nichts.*

Dass das Reflektieren über die Zeit eine Pariser Tradition ist, war mir noch unbewusst.
Doch in der Beschäftigung mit der Zeit sah ich eine wartende, willkommene Einladung.

Ich studierte die Zeiten
anhand von baulichen Ge-Schichten,
anhand von Menschen und Generationen,
anhand der Renaissance von Winter bis Frühling,
und ich beobachtete die übergeordnete Zeit.

Anschliessend portionierte ich sie, doch die vielen quirligen Zeitachsen flossen und schwappten immer wieder über andere Zeitabschnitte.
Daher, mit einem heiteren Ordnungssinn im Chaos, hier einige meiner Zeitbeobachtungen und Arbeiten. Am Ende spiegeln sie zusammen: vier Monate in Paris.

(Foto Regula Weber)

Zeit-Ge-Schichten

Paris ist eine Stadt mit sichtbaren Ge-Schichten, die beeindruckend von der Leere in den Vordergrund drückten. Die Hausfassaden, ihre Nuancen, ihre Schattierungen und Palimpseste liessen mich einbetten in eine grössere Geschichte. Die sichtbare Vergänglichkeit, die Risse, Narben sind die Rückeroberung der Natur. Sie zeichnen den Zivilisationswillen weicher. Die Caromuster der Asphaltsteine, auf ihnen ging ich mit einem besonderen Gefühl von Lebendigkeit. Wie die Schicksalslinien auf meiner Hand betrachte ich die verästelten Linien am Boden und denke mir: jeder grosse Riss steht für eine plötzliche, gewaltige Umentscheidung. Wie wenn jemand nach einem inneren Beben die Richtung wechselt, ist ein Riss gesprungen.

Es war ein besonderer Umstand, in ein renoviertes Studio einzuziehen. Ein Neuanfang teils ganz konkreter, pragmatischer Art: ein grosszügiger Teil der Küchenausrüstung war über die Klippe gesprungen und so galt mein eröffnender Fokus in Paris Rüstmessern, Schneidbrettern, Moccamaschine, Abfallkorb, Weingläsern, u. a.
Grosse Funde machte ich im Traditionsgeschäft E.DEHILLERIN. Eine alte dunkle, hohe Haute-Cuisine-Werkstatt mit dem Esprit der kulinarischen Belle Epoque. Darin wurde ich in eine Welt und Zeit getragen, die ich seit George Orwells autobiographischem Roman *Down and Out in Paris and London* verehre. Das Sammelwerk von Orwells scharfen und menschlichen Beobachtungen über Armut und Luxus, Gesellschaft und Politik gehört zu meinen verknittertsten Büchern. Besonders die komplexen Schilderungen vom kulinarisch gekrönten Restaurant *Ritz* blieben mir eindrucksstark.
Vielleicht wurde ich deshalb im Halbdunkeln zwischen den glänzenden Kupferpfannen von Auguste Escoffiers Geist bezirzt, doch das bessere und teurere *Grand Chef Messer* für den Kanton Zürich zu kaufen ...
> Damit einen kleinen, profanen Sprung in die Zukunft meiner Kanton-Zürich-Studio-Nachfolger*innen: mögen Sie mit dem *Grand Chef* Messer Ihre Lebensmittel gut schnetzeln und mit Raffinesse filetieren.

Der weite Horizont durch die vielen Studiofenster schenkte meiner Corona-Klause eine besondere Lebensqualität. Die magischen Momente des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs weckten das sättigende Gefühl von einem gepflückten Tag. Wie sich Wolken verformen und verweben, wie sich Schatten verschieben und verzerren, wie Tag für Tag, über Wochen, über Monate die Sonne immer westlicher auf- und untergeht. Ich verbrachte viel Zeit im Studio.

Während die Filmideen Konturen formierten, wurden meine Augen in die Weite verführt. Ich stellte die Kamera auf und filmte die Wolken. 24 Bilder pro Sekunde, 30 Sekunden am Stück. Fast gleichzeitig ging ich in den Schwaden des Fantasielabyrinths verloren und tauchte wieder auf. Die laufende Kamera, meine alte, tapfere Kollegin, hielt die Zeit fest. Die Himmelsbilder von vier Monaten wuchsen über 100 Stunden.
Die Sonne geht auf und die Sonne geht unter. Eine konkretere Lebensessenz gibt es nicht.

In den letzten Tagen montierte ich die Himmelsbilder zu einem rhythmischen Kurzfilm, Titel: *Mise en ciel*. Maurice Ravels musikalische Choreographie schlug den Takt zur überirdischen Prozession. Der „Bolero“ passte, vielleicht weil er unter der Pariser Himmelspyramide komponiert wurde.
„Mise en ciel“ wiederholt man den Namen mehrmals hintereinander, hört man ein „en-ciel“ und von da fehlt nur noch ein kleines vorangeschobenes „es“.

Menschen, Generationen

Zu meinen Begegnungen gehörte eine doppelachsige Zeitkollision auf der Rue de Rivoli. Einmal, als sich in der Rush Hour die Passanten auf dem Trottoir stauten, erkannte ich an der Spitze die Urheberinnen. Es waren zwei alte, gebrechliche Damen, die nur beschwert vorwärts kamen. Die eine gross und gebeugt und die andere klein und zittrig. Die Sorgfalt ihrer Sonntagskleider und Frisuren, der seidenfadene Chignon der einen, der purpurfarbene Samtblazer der anderen, zeigte, wie viel Wert (und Zeitaufwand) sie auf den Auftritt legten.
Für uns als Barriere, für sich als Stütze hielten sie sich an den Händen.
Es ist die sanfteste Demonstration, die (vielleicht) Paris und (jedenfalls) ich je erlebt haben. Die zärtliche Rebellion zweier alten Gestalten, gegenüber einer Stadt, die sie vergessen hat. In wenigen Minuten boten sie uns allen einen einprägsamen Vorgeschmack.

Die Beobachtung der Generationen sie beschäftigte mich, auch als Recherche für mein Drehbuch *Liebeslieder*. Mein Ziel für dieses Drehbuch war, seinen Plot aufzufrischen, den ich vor 10 Jahren entwickelt hatte.

Die Motivation hinter *Liebeslieder* ist, im kleinen Kosmos eines Bergdorfes aufzuzeigen, wie jede Aktion ein Echo auf die Gemeinschaft hat und das Dorfleben in eine strömende Bewegung bringt. Ein Plot, der zeigt, wie entscheidend die Haltung des Einzelnen ist für das Leben in der Gruppe.
Der Stoff ist verwandt mit Friedrich Dürrenmatts *Der Besuch der Alten Dame*, doch hier ist es *Der Besuch des jungen Halbstarken*.

In Paris wollte ich die Grossstadt und ihre Gesellschaften beobachten, um sie in Beziehung zu setzen zum Dorfleben des Plots. Ich fand Lösungsansätze für Probleme im Drehbuch. Den grossen Antrieb der Handlung fand ich in der Beobachtung der Generationen. Vor allem bei der Reibung zwischen Julian dem Halbstarken und der Gemeinschaft des Bergdorfs sehe ich einen starken Grundkonflikt. In Paris beobachtete ich oft die Jugendlichen und ich verstand, dass der Generationskonflikt ein zeitloser ist. Denn es geht um den Kampf gegen die Strukturen des Erwachsenen-Alltagslebens, in das man sich einzufügen, in welchem man Pflichten zu übernehmen und zu funktionieren braucht. Junge Menschen müssen auf ihre Träume verzichten, bevor sie überhaupt die Chance haben, diese zu verwirklichen. Oft sah ich ältere Damen, fein und flüchtig wie Geistchen, die sich adrett gekleidet auf einer Parkbank niederliessen und so schienen, als würden sie nichts mehr für sich beanspruchen und von der Gesellschaft vergessen sein.

Es gibt immer weniger Orte für ein Zusammenkommen von Jung und Alt. Mir wurde klar, dass mit der Professionalisierung und der Annektierung von Zielgruppen ein lebendiger Austausch riskiert wird. Das Gefühl füreinander geht verloren. Das Zusammenkommen der Generationen erlebt man vielleicht noch in den Familien. Jung und Alt nebeneinander, mit Vor- und Nachteilen, doch zumindest ergibt sich ein menschlicher Kontext, der uns, immer kurzsichtiger werdend, verloren geht.

Von den Generationen zu konkreten Menschen: Mindestens einmal erlebte ich eine Zeitlupe. ... ich schaute an ihm vorbei und meine Erinnerung flüsterte: Den kenne ich! Mein Blick zurück, ein waschechter Doubletake à la Buster Keaton, war auch ihm nicht entgangen. Er schaute entgeistert und ich begeistert. (Die Corona-verwaisten Strassen ermöglichen solche Begegnungen.) Ja, es war tatsächlich Bruno Dumont, der schicksalhaft

am Quai d'Orléans, direkt vor mir neben seinem Fahrrad stand. Lange Sekundenschläge hallten, in denen ich alle Argumente packte, um ihn nicht mit meinem Französisch zu erschrecken. Dann radelte die Gelegenheit davon. Wie ein Geist aus der Öllampe, und ich blieb mit der stillen Antwort seines Erscheinens zurück.
Mr. Dumont, ich bin Fan von Ihren Filmwerken, Sie machen mir Mut.

Eine wertvolle Zeit und Cité-Bekanntschaften verdanke ich dem wöchentlichen Französischkurs. Der Austausch in der kleinen Gruppe (teils mehr mit Hand und Fuss als auf Französisch) war in der Isolation wichtig. Mit beeindruckenden Vorträgen aus dem Stehgreif zu Land, Leben und Kultur machte uns die Französischlehrerin Madame Bethsabee Bensoussa ein verschlossenes Paris zugänglich.
Sie erklärte z. B.: die französische Sprache ist eine indirekte Sprache. Sie baue weniger auf der gezielten Wortwahl (wie z. B. das Deutsche), sondern drücke sich über einen inhaltlichen Kontext und einen Melodierhythmus aus. Der Kontext vermittelt sich oft in der Gegenüberstellung von Kontrasten, die als Aussage über die Szene hinausstrahlen.
In eine Bildsprache übersetzt erkannte ich diesen Ansatz in Fotos von Marc Riboud, dem Magnum-Kriegsfotographen. Weiter fallen mir die Filmgestaltungsregeln von Lichtmeister Henri Alekan ein, der in der *Mise en Scene* Nebensächliches stärker beleuchtete als Hauptsächliches.

Ein Beispiel für zwei kontrastreiche Elemente, die zusammen einen eigenen Kontext ergeben:

Zwar werde die französische Sprache verehrt, meinte Madame Bethsabee, doch die Genialität der Französischen Kultur zeige sich in der Mathematik und Geometrie und in der (einstigen) Architektur. Ihre Tipps zu Sehenswürdigkeiten verhielten sich diametral zu den Touristen-Attraktionen und enttäuschten nicht.

Z. B. die Gotische Kirche *Saint-Germain-l'Auxerro*is. Achtmal war ich da. Fasziniert von dieser Schnittstelle der Zeiten und vom Spiel der Lichtstrahlen, die durch farbige Kirchenfenster mit dem alten Staub tanzten. Die Lichtfarben erinnerten an die haptische Brillanz eines alten Fuji-Dias.

Renaissance von Winter bis Frühling Die Inszenierung der Gezeiten

Die Kunst der Inszenierung ist eine französische Tradition, sie zeigt deren Raffinesse. „Mise en Scene“ hört man z. B. beim Film und „Mise en Place“ in den Restaurantküchen. Die Grazie dieser Inszenierungskunst ist in den Französischen Gärten zu bewundern. *Jardin du Palais Royal, Jardin du Luxenbourg, Jardin des Tuileries u. a.* was wäre Paris ohne seine genialen Gärten?! Sie ermöglichen ein kontemplatives Erlebnis, indem sie unsere Raum- und Tiefenwahrnehmung verändern.

Von Winter bis Frühling schlüsselte ich ihr Geheimnis auf.
Die Schlossgärten *Fontainebleau* und *Saint-Cloud,* sie sind markanter, herber als *Versaille*, sie standen beinahe leer und mir als Patinnen bei, als ich verstand:
in der formelhaften Abstraktion der Natur in Kegelbäume, Baumkuben, Meerbassins, und in der symmetrischen Anordnung der divinen Weiten, berühren sich Wolken und Erde. Das Himmelszelt berührt den Erdhorizont. In einem spannungsvollen Harmonieverhältnis schreite ich wie eine Figur über ein Schachfeld.
Kneife ich die Augen zu, erkenne ich in den symmetrisch-aufgereihten Elementen eine Himmelstreppe.
Und ich verstehe: Hier wird die Erde mit dem Himmel inszeniert. Eine Beziehung, die unser Leben schafft, die Veränderung der Gezeiten. Jeden Tag.

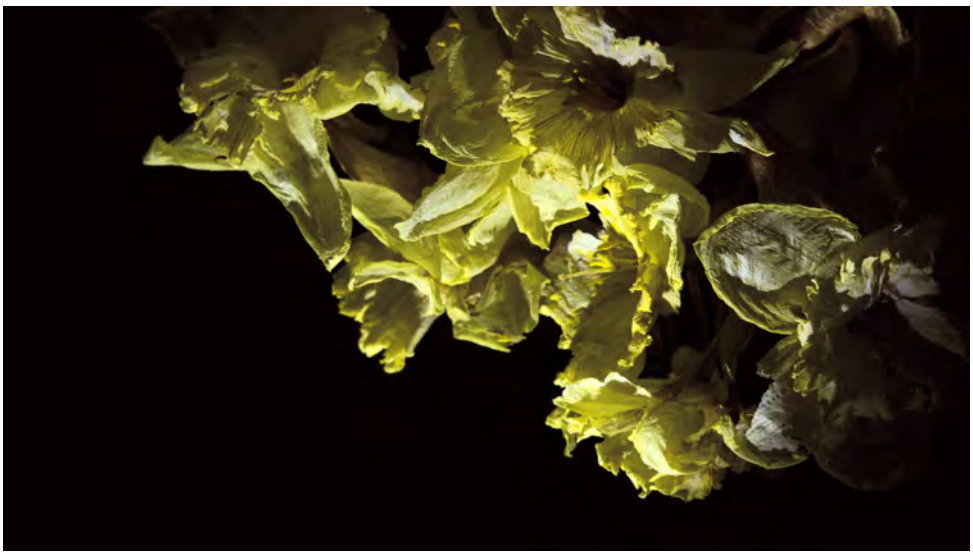
Diese kosmologische Inszenierung schliesst nahe an eine Vorstellung von göttlicher Mystik an. Sie gehört zu alten und hohen wissenschaftlichen Handwerken des Mittelalters, der Gotik und der Renaissance.

Diese Erkenntnis ist ein Schatz, den ich im Stillen erlebte und jetzt und hier teile.
Er ist einer meiner Höhepunkte aus Par(ad)is.

Dieser mystische Moment zwischen Banalität, Einmaligkeit und Vergänglichkeit: er bewegt mich. Auf einem abgerissenen Zettel hab ich während *Sekuritas* gekritzelt:

Poesie ist die Versöhnung mit dem Schmerz (und neu ergänzt:) *der Zeit*.

Vom Grossen zurück ins Kleine. Die Blumen vom Wochenmarkt *La Bastille* brachten mir quietschend-knalliges Leben ins Studio. Ich vergass meine Zeit mit ihnen und umkreiste sie fotografisch in all ihren Stadien. In sie vertieft, mit ein bisschen Lichtspiel meiner Taschenlampen und ambrosischem Rotwein, erwachte in der Nacht mein Paradiesgarten.



Die übergeordnete Zeit: ***Mata Haris letztes Ma(h)l***

Während den Wochen, als ich durch die alte Stadt streifte, ihre bewegenden Geschichten durchschimmerten, konnte ich es Paris nicht antun, ihr nicht auch *selber* Aufmerksamkeit zu widmen. Neben die Notizen zu *Liebeslieder* schrieb ich plötzlich den Filmtitel auf: *Mata Haris letztes Ma(h)l*. Der Lockdown weckte einen Filmstoff, der in der Schublade schlief.

Während den Drehvorbereitungen für *Sekuritas* hörte ich, dass 2018 in Paris die Gerichtsakten öffentlich würden, die aufzeigen sollten, ob die Tänzerin Mata Hari eine Doppelspionin oder ein Bauernopfer war. Ich recherchierte und stellte mir die Aktenöffnung als einen filmwürdigen Moment vor.

Doch nichts von dem. Die offenen Gerichtsbücher fanden ein bescheidenes Echo. Es wirkt fast so, als ob die Geschichte einer Doppelspionin anregender ist als die Wahrheit, denn es bestätigte sich der Verdacht: Mata Hari war ein publikumswirksames Deutsch-Französisches Bauernopfer. Damit wollte Frankreich eine Staatsaffäre vertuschen und sich als Kriegs-Etappengewinnerin feiern.

Im Mittelpunkt meiner Erzählung steht: Fantasie. Mein Interesse gehört dem Schmelzpunkt zwischen Fantasie und Realität und der Holländerin, die dank ihrer Not eine neue Kunstfigur erschuf. Denn Fantasie gedeiht auf Not, manchmal bietet sie den einzigen Ausweg aus der Realität. Je tiefer ich mich einarbeitete, umso mehr begegnete ich einer Margaretha, die mich berührt.

Die friesische Margaretha Geertruida Zelle, so ihr bürgerlicher Name, war eine überzeugende Schauspielerin und Geschichtenerzählerin. Selbst Jahrzehnte nach ihrer Hinrichtung glaubte man, sie komme aus Indien. Mich interessiert nicht die junge, anziehende Tänzerin, sondern die gestrandete Margaretha Zelle, die, wie es ihr Name schicksalhaft prophezeit, in einer Zelle landet, wartet, acht Monate lang, bis zu ihrem Ende.
Die Ehrlichkeit, die all ihren (vermeintlich) fantasievoll aufgebauschten Behauptungen zu Grunde liegt, zeigt: sie ist weder Heldin noch Opfer, sondern eine Überlebenskämpferin, die einen verhängnisvollen Spielzug machte als *Doppelspionin H12*, der, wer weiss, vielleicht gar Absicht war?

In Paris konnte ich die Schicksalsorte gleich besuchen: Die Hinrichtungsstelle im Schlossgraben von Schloss Vincennes, die Fassade des berüchtigten Frauengefängnisses Saint-Lazare, worin sie von Februar bis Juli 1917 die Zeit bis zur Gerichtsverhandlung verbrachte. (Eine Analogie zu meiner Zeit von Februar bis Mai in der Corona-Klause.)

In Paris baute ich ein dramaturgisches Handlungsgerüst, ein erstes Figurenprofil, ich begann ein Treatment und fasste meine Ideen in einem ersten Exposé zusammen, das ich, ergänzt um die Serie mit Fotos von Blumen und den wolkigen Kurzfilm *Mise en ciel,* am Ende meines Aufenthaltes in der *Cité* bei einem *Atelier ouvert* präsentiert.

B E F R E I U N G
KEIN NAME
GLAU BEN
H N G A B E

Cité Internationale des arts, Paris
26 mercredi 2021
Ateliers ouverts
6 - 9 pm
Mi:en ciel
Atelier 8301
Carmen Stadler
Bâtiment principal 3 étage

***

Und es gäbe noch Vieles mehr zu erzählen ...

... über die Begegnung mit der russischen Schmuckkünstlerin, der ich Schnee versprach, und der in der Nacht (auch für Meteo) überraschend kam ...

... über meine Reise in die Provence und das Beobachten der Generationen während des Wochenrituals eines Samstagmarktes (in den französischen Märkten liegt grosse Lebensqualität und dies für jede Gesellschaftsschicht),

über die Gartenoase der grossen Moschee, und wie der Duft der Damaszener Rosen ein Balsam bei Sehnsucht ist,

über die langen Promenaden mit den Pariser Geistern, der Fluss als mein Begleiter,

über Beobachtungen von Armut,

über meine Entdeckungen im frischen Centre Culturel Suisse, das mir die Augen öffnete für einen Nenner der Schweizer Kultur: konstruktiv, innovativ, streng, bescheiden und am besten, wenn sie vor allem eines ist: frisch,

über die (ARF/FDS) Filmsterne in der Schweiz,

über die Vorführung von *Sekuritas* und das *Atelier Ouvert* und das *Sunday Screening,* an denen ich teilnahm,

viel könnte ich erzählen über Nicolas Bouviers Welt, doch ich entdecke sie erst (und schweige und geniesse),

über die tollen Menschen und Künstler*innen, die ich kennenlernte:
Randa Maddah, meine drusische Nachbarin aus den Golanhöhen Nakrob Moonmanas, der Zeitcollagen-Meister aus Bangkok das herzliche und frische Künstlerpaar Hyun-Bi Gerhard und Pidi Zumstein die bernsteinglänzende Künstlerin Regula Weber und die grosse Franziska Baumgartner aus der Schweiz - Bianca Manu, die kuratierende Schriftstellerin aus London/Ghana Hagar Tennenbaum, die burschikose Tänzerin aus Israel die humorvolle Visuelle Anthropologin Ellen Lapper aus London aus Deutschland Urs Krumberger, der aufgestellte Architekt, die filigrane Malerin Ines Spalier und und für ein paar Minuten die erfrischende Frauke Boggasch Karin Frank, die rustikale Holzhauerin aus Wien, Eva Bergenwall, die Malernomadin aus Schweden und Madame Bethsabee unsere Französischlehrerin, die uns auf den Brettern des Auditoriums den Atem nahm, uns zum Lachen und Nachdenken brachte.

Am letzten Tag, ein Samstag, als der kalbsgrosse Koffer gestopft war, drei Stunden vor der Rückfahrt, bin ich ins Ritz Essen gegangen.

Mein Gefühl für die Zeit und ihre Chancen übte ich in Paris.

Herzlichen Dank.

Carmen Stadler, Sonntag, 1. August 2021 (Regen, bedeckt, Sonne auf 16 Uhr)

Carmen Stadler

Links:

Wolkenfilm 15‘
Februar - Mai 2021

Mise en ciel

& Foto-Dokumentation

Paris (ad)